

Journal of Religious Culture

Journal für Religionskultur

Ed. by / Hrsg. von Edmund Weber

in Association with / in Zusammenarbeit mit Matthias Benad

Institute for Irenics / Institut für Wissenschaftliche Irenik

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

ISSN 1434-5935- © E.Weber

Nr. 38 (2000)

Rechtfertigungslehre und kirchliche Religiosität

Von

Karl-Wilhelm Dahm*

I.

„Meine Herren – Es wackelt alles“. Mit diesen berühmten Worten hatte Ernst Troeltsch die kirchliche, die religiöse und die theologische Situation der Zeit vor gut 100 Jahren umrissen: Es war 1896, auf einem Kongreß der „Freunde der Christlichen Welt“, einer Gruppe liberal denkender Professoren aus allen Fakultäten. Troeltsch hatte dabei beides im Blick: den Zustand der Kirche und die Sache der Theologie. „Es wackelt alles.“

Genau diese Empfindung war es, die vielen von uns jüngeren Theologen in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu schaffen machte. Was „wackelte“, war zunächst die Sache der Theologie selbst, die damals häufig, beispielsweise auf dem Stuttgarter Kirchentag von 1969, als „Streit um Kaisers Bart“ in Frage gestellt und lächerlich gemacht wurde. Und zwar keineswegs von Atheisten oder anderen Gegnern der Kirche, sondern von jungen Theologen, von Studenten und Vikaren. Verunsichert waren sie vor allem durch die Ergebnisse der historisch-kritischen Bibel-Exegese, die gar nicht mit den Ursprungsmotivationen für ihr Theologiestudium zusammenpassen wollten. Verunsichert waren sie zusätzlich durch die marxistische Religionskritik, die damals ihre große Renaissance erlebte. Und „es wackelte“ nicht nur die Theologie; sondern es begannen auch die nach 1945 so kräftig restaurierten Funktionen und Rollen der Kirche zu wackeln. Als verunsichernd wurde vor allem die ungewohnte und scharfe (dabei de facto unwissenschaftlich einseitige) sozialkritische Analyse des Handelns der Kirche und seiner Folgen in 2000 Jahren Christentumsgeschichte empfunden. „Vom Elend des Christentums“ hieß die polemische Kampfschrift des jungen Marburger Dr. theol. Joachim Kahl. Das kleine Rowohlt-Büchlein fand reißenden Absatz unter den theologischen und nichttheologischen Kritikern der Kirche.

Wer sich mit all dieser Kritik in rationaler Redlichkeit auseinanderzusetzen versuchte, den beunruhigte die Frage, was denn wohl von den Inhalten des Evangeliums diesem Fegefeuer auf Dauer standhalten könne? Wo war die „unstürmbare Festung“, innerhalb derer man als Student seine theologische Identität aufbauen konnte? Würde für unsere Generation noch, so wie für unsere Väter und Lehrer, ein exclusives Offenbarungsverständnis der Fixpunkt sein können? Würde es das sogenannte „Kerygma“ sein mit seinen schwer nachvollziehbaren Differenzierungen von „existentiell“ und „existential“ oder mit dem bloßen „Daß des Gekommenseins“? Könnte sich zu solch unstürmbarer Festung ein allgemeiner (und gegebenenfalls christlich zu interpretierender oder zu entwickelnder) Gottesbegriff eignen? Oder wäre ein solches Essential noch am ehesten in dem reformatorischen articulus stantis es cadentis ecclesiae zu sehen, der Lehre von der rechtfertigenden Gnade Gottes? – Manche fragten noch rigider: Gibt es überhaupt einen

zentralen Inhalt der Christlichen Botschaft, der dem Feuer der historischen oder der Religionskritik standhalten kann? Oder sollte die Sache der Theologie insgesamt eine Fiktion sein, die Spiegelung unerfüllter Sehnsüchte des Menschen, der Überbau materieller Interessen, das Opium des Volkes?

Stärker als zur Zeit von Ernst Troeltsch und stärker auch als in unserer heutigen Gegenwart waren sowohl die allgemeine Religionskritik als auch die interne theologische Kritik auf die empirische Kirche gerichtet. War, so fragten Theologiestudenten und Vikare, war diese Kirche nicht so hoffnungslos in die Legitimation des herrschenden und vermeintlich zutiefst inhumanen Gesellschaftssystems verstrickt, daß man als aufrechter und vielleicht idealistischer Anhänger einer menschenfreundlicheren Gestaltung unserer Lebenswelt entweder überhaupt nicht in der Kirche arbeiten könne oder allenfalls im Sinne des Marsches durch die Institution an der „Aufhebung“ dieser repressiven Kirche arbeiten müsse. Jahrelang wurde über diese Fragen insbesondere in den Predigerseminaren erbittert gestritten; mit jedem neuen Kurs auf andere Weise. Am Herborner Seminar gewannen die damaligen Dozenten und Vikare, darunter auch Edmund Weber, im Laufe dieser Auseinandersetzungen den Eindruck, daß wir eher zu dem Fragenkomplex der empirischen Kirche als zu dem der Theologischen Inhalte eine vorläufige Antwort finden könnten. Wir wollten, daß man nicht nur guten Gewissens, sondern auch mit theologischem Engagement und Freude in dieser vorfindlichen Kirche arbeiten könne. Stichworte wie „Volkskirche ernstnehmen“, „Funktionale Kirchentheorie“, ein neues, erfahrungswissenschaftliches Interesse an Lebensformen und Aufgaben der Alltagsreligion zeigten uns dabei die Richtung an. Natürlich sahen auch wir die Ambivalenzen in dem, was sich realiter als Kirche darstellte. Aber wir haben versucht, bei dem anzusetzen, was uns gerade im erfahrbaren Bereich als positiv erschien – und nicht in Kritik und Lamoryanz zu verharren. Fast alle, die damals diesen Versuch wagten, haben in den folgenden mehr als dreißig Jahren Berufstätigkeit in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Kirche, doch die theologische Grundrichtung dieses Weges eingehalten.

Schwieriger stand und steht es offenbar bis heute um einen angemessenen Umgang mit dem anderen Problemfeld, nämlich dem Fragen nach einer berufs begründenden Anschlußmöglichkeit an zentrale Inhalte unserer theologischen Tradition. Was würde dem Feuer der historischen Kritik und der Sozialkritik standhalten – und zugleich anschlussfähig sein an die sogenannten Sinnfragen, an die ethische Orientierung und an die existentiellen Lebensprobleme des neuzeitlichen Mitteleuropäers; anschlussfähig also für unsere künftigen Gemeindeglieder und nicht zuletzt für uns selbst?

II.

In der Theologenzunft besteht ersichtlich wenig Einigkeit darüber, wie der Zentralbegriff „Rechtfertigung“ zu verstehen und zu konkretisieren sei. Allerdings unterscheidet sich dieser Zentralbegriff darin nicht von anderen Oberbegriffen unserer Zeit wie „Freiheit“, „Verantwortung“, „Gerechtigkeit“ und ganz besonders „Soziale Gerechtigkeit“. Fast jeder versteht etwas anderes darunter – und trotzdem ist die Funktion solcher Oberbegriffe nicht einfach als Leerformel abzutun. Gerade ihre Offenheit und eine gewisse Flexibilität gibt ihnen ja ihre eigentliche gesellschaftliche Bedeutung: Sie sind anschlussfähig für unterschiedliche Ausgangspunkte und Interessen, sie geben aber zugleich eine Grundrichtung an, die diese Unterschiedlichkeiten verbindet und gegen andere Richtungen abgrenzt.

Im Falle der Rechtfertigungsbotschaft lassen sich solche Anschlußversuche an eine ganze Reihe zentraler anthropologischer Aussagen beobachten. Exemplarisch verweise ich auf zwei besonders häufige Tendenzen, die offensichtlich als plausibel und anwendungsfähig empfunden werden.

(1) Es gehört offensichtlich zum Wesen des Menschen, von den Mitmenschen Akzeptanz, Wertschätzung, Liebe zu erhoffen und zu erfahren. Wir möchten geliebt sein. Jeder und jede von uns. Der eine zeigt das eher direkt und unbefangen; der oder die andere eher versteckt und unsicher. Die Rechtfertigungsbotschaft transzendiert dieses „Grundbedürfnis“ auf eine andere Ebene, auf die Ebene von Gottesbezug und Religiosität. Auf dieser Ebene heißt es in den biblischen Überlieferungen: Das menschliche Geschöpf ist von seinem Schöpfer akzeptiert und geliebt, es ist vorbehaltlos angenommen. Das menschliche Geschöpf ist geliebt, schon bevor es auf eine umfassende Akzeptanz angewiesen ist. Die Zuwendung des Schöpfers wird ihm im Voraus geschenkt, und sie bleibt ihm auch dann erhalten, wenn es sich von seinem Schöpfer entfernt oder dessen Liebe gar nicht mehr wahrnimmt.

Dieses Akzeptiertsein durch den Schöpfer kann und soll Grund und Gleichnis sein für die Zuwendung und Akzeptanz unserer Beziehung zum Mitmenschen. Das große Ja Gottes ist Grund und Gleichnis nicht zuletzt auch für die via positiva im Umgang miteinander, also für eine Wertschätzung, die explicit zum Ausdruck gebracht wird; für eine Zuwendung, die dort noch transparent bleibt, wo Widerstand und Forderung angesagt sind.

(2) Es gehört offensichtlich zum Wesen des Menschseins, nach Sinn im eigenen Leben zu suchen. Dieser Sinn wird von den meisten Menschen in enger Beziehung zu dem gesehen, was man selbst im Leben bewirkt hat, erreicht hat, eingebracht hat an Leistungen für die Nächsten, vor allem zu dem, wofür man Anerkennung und Dank erfahren hat.

Gerade dieser Bezug auf das eigene Bemühen, die eigene Leistung kommt aber in den Augen vieler protestantischer Theologen dem gefährlich nahe, was als eigentliche Sünde des Menschen gilt, nämlich sein Streben, durch eigenes Leisten und Wirken sein Heil zu beschaffen, Gottes Gegenleistung erkaufen zu wollen, den Selbstruhm an die Stelle von Dank gegen Gott zu stellen – kurz: das Geschenk der Liebe Gottes auszuschlagen und stattdessen ein kaufmännisches Verhältnis von Leistung und Gegenleistung gegenüber Gott zu entwickeln. Mir selbst, wenn diese persönliche Bemerkung hier erlaubt ist, fällt es schwer, der oft schnellen und ungebrochenen Abwertung von eigenem Bemühen, von eigener Leistung, von eigenem Streben zu folgen. Mir scheint es wesentlicher Bestandteil eines sinnerfüllten Lebens zu sein, Akzeptanz zu suchen für das, was man will; sich ernsthaft zu bemühen um das, was man für richtig erkannt hat; nicht zuletzt, sich zu freuen über die Erträge des eigenen Arbeitens und über die Resonanz, die man dabei erfährt. Das ist gerade auch an einem 60. Geburtstag zu sagen, an dem die Bilanzthematik natürlicherweise eine besondere Rolle spielt.

Es ist meines Erachtens nicht die Abwertung der Alltagsarbeit, der eigenen Leistung, der Freude an Resonanz, die von der Rechtfertigungslehre intendiert wird. Wofür sie den Christen vielmehr sensibilisiert, wenn sie die anthropologischen Gegebenheiten von Arbeit, Leistung und Anerkennung in den Gottesbezug stellt, das ist die Ambivalenz dieser Grunddaten. Es muß nicht sein, aber die Gefahr ist groß, daß Leistung und Erfolg zum eigenen Götzen werden: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott“ (M. Luther). Es muß nicht, aber es kann leicht geschehen, daß Arbeit und Leistungsstreben uns so in Anspruch nehmen, daß damit die Verantwortung für den Nächsten, besonders für die eigene Familie hintan gestellt wird, daß Arbeit und Erfolgsstreben zum Sklaventreiber für mich und meine Mitarbeiter werden.

Die Rechtfertigungsbotschaft sagt: Dein eigentliches Heil, Mensch, deine letzte und wichtigste Anerkennung mußst und kannst du dir nicht selbst beschaffen. Sie werden dir geschenkt, sie sind dir schon geschenkt. Aus diesem Geschenk erwachsen Dankbarkeit und Freude; Freude allerdings auch am eigenen Schaffen, an der eigenen Leistung, am eigenen Erfolg.

Neben diesen beiden Anschlußversuchen der Rechtfertigungslehre an anthropologische Grundgegebenheiten läßt sich eine Reihe weiterer Anschlußmöglichkeiten stichwortartig benennen: etwa die Grunderfahrungen von Versagen und Schuld, von Machbarkeit und Ideologie, von Armut und Leiden. Wie in dieser kurzen Aufzählung handelt es sich in der Anwendungsrealität der Rechtfertigungslehre immer um ein Syndrom von heterogenen Bezügen. Das kann durchaus zu Beliebigkeit und Oberflächlichkeit im Umgang mit der Rechtfertigungslehre führen. Auf der anderen Seite aber ist die Kernbotschaft der Rechtfertigung aus Gnaden so stark, daß sie ihre transzendierende und relativierende Kraft auch in scheinbar oberflächlicher Anwendung zur Geltung bringen wird. Dieser Transzendierungskraft kann und darf der Christenmensch vertrauen.

III.

Wer sich mit der Thematik der Rechtfertigungslehre theologisch auseinandersetzt, kann der Frage nicht ausweichen, ob und wie diese Botschaft denn in den reformatorischen Kirchen, deren articulus stantis et cadentis sie ja sein soll, aufgenommen und umgesetzt wurde; insbesondere, ob und wie sie in die protestantische Volksfrömmigkeit eingesickert ist. Wer dem nachgeht, wird nach einer ersten empirischen Bilanz eher nachdenklich und skeptisch gestimmt sein. Schon unter protestantischen Gemeindemitgliedern in Deutschland, dem Ursprungsland der Reformation, scheint nach Umfragen und eigenen Beobachtungen sowohl das Wort wie der theologische Gedanke der Rechtfertigungslehre als eher fremd und

bedeutungslos für das, was im Kirchenvolk als christliches Orientierungswissen und als Handlungsanleitung gilt. Unter studierten protestantischen Theologen in Deutschland ist das offenkundig anders. Für viele von ihnen ist die Rechtfertigungslehre weiterhin ein *articulus stantis et cadentis* – wenn auch nicht der Kirche, dann doch ihrer eigenen theologischen Identität. Aber ebenso offenkundig ist es ihnen – und uns allen nur wenig oder gar nicht gelungen, in bald 500 Jahren protestantischer Kirchengeschichte, diesen evangelischen Zentralgedanken in die Volksfrömmigkeit umzusetzen und ihn dort zu verankern.

Noch gravierender als in Deutschland erscheint das Defizit an rechtfertigungs-theologischem Bewußtsein unter den Theologen sowie die nahezu gänzliche Abwesenheit einer rechtfertigungs-theologisch beeinflussten Frömmigkeit in den meisten überseeischen protestantischen Kirchen. Für einen Großteil der englischsprachigen Theologen, insbesondere in den USA, ist bereits der Begriff „*Doctrine of justification*“ der Sache nach kaum bekannt und dem Sprachgefühl nach fremdartig. Bei Nachfragen denken manche bei diesem Begriff „*Doctrine of justification*“ eher an die Theorie der Gerechtigkeit von John Rawls – oder an soziale Gerechtigkeit im Sinne der Befreiungstheologie.

Wiederum weit schwieriger als in England oder den USA ist es offenkundig, die Grundintentionen der Rechtfertigungslehre in den Kirchen der Dritten Welt verständlich zu machen. Das gilt besonders für die als „*Volkskirchen*“ im Sinne ihrer ethnischen Prägung bezeichneten kleineren und größeren kirchlichen Gruppierungen in Asien und Afrika; beispielsweise für die mit über 5 Millionen Mitgliedern zahlenmäßig größte protestantische Kirche der Dritten Welt, nämlich die Toba-Batak-Kirche in Indonesien, die aus der Missionsarbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft seit 1860 hervorgegangen ist. Selbst unter den Dozenten dortiger lutherischer Seminare gibt es nicht wenige, die mit dem theologischen Begriff „*Rechtfertigungslehre*“ und mit der gemeinten Sache kaum etwas anfangen können. Im Vordergrund ihrer Theologie stehen statt dessen die Vergebung von Tatsünden, der moralische Appell im Sinne der zehn Gebote, die inbrünstige Bitte um Gottes Segen im Alltag, sowie die christianisierte gottesdienstliche Gestaltung ihrer aus vorchristlicher Zeit überkommenen religiösen Familien- und Stammesfeste.

Dort wie in nur wenig modifizierter Weise auf anderen Kontinenten hat sich im Laufe der letzten 150 Jahre eine eigenständige protestantische Religiosität entwickelt und etabliert, für die die Rechtfertigungslehre kaum eine Rolle spielt. Den menschlichen Wunsch nach Akzeptanz versteht man im Bezugsrahmen dortiger traditioneller Vorstellungen von sozialem Akzeptiertwerden; Achtung wird dem zuteil, der viele (möglichst männliche) Nachkommen hat, der über Geld verfügen kann, der es selbst zu Macht und Einfluß gebracht hat. In dieser Vorstellungswelt könnte die Rechtfertigungsbotschaft gerade für solche Gemeindeglieder, die all diese Bedingungen nicht erfüllen und darum unter ihrem Nicht-Akzeptiertsein leiden, in besonderem Maße befreiend und ermutigend wirken. Sie würden erfahren, daß ihr Christen-Gott, der für viele in ihrem Alltagsleben eine ganz zentrale Rolle spielt und an dessen Existenz noch kaum aufklärerische Zweifel nagen, dem Evangelium nach gerade die Erfolglosen ohne alle Bedingungen liebt und akzeptiert – und der damit die lastende Wucht der religiösen Leistungserwartungen entmächtigt und relativiert. Doch scheint eben diese Botschaft weder den Gemeindegliedern noch ihren Pfarrern näher bekannt zu sein.

Vor dem Hintergrund ihres Lebensalltags leuchtet den meisten Christen in der Dritten Welt auch wenig ein, was sie gelegentlich von deutschen Theologen über die Kritik am Leistungsprinzip oder an der sogenannten Werkgerechtigkeit hören. Soweit sie sich überhaupt auf das Thema einlassen, betonen die Pfarrer gerne, daß sie ihre Gemeindeglieder doch gerade zu mehr Leistungsbereitschaft, zu mehr Aktivität im Bereich guter Werke motivieren müßten. Deren Kritik würde nämlich eher als Legitimation für Bequemlichkeit und Faulsein verstanden und umgesetzt. Daß die Rechtfertigungsbotschaft im Sinne Luthers gerade das nicht will, daß sie die Menschen vielmehr davon befreien will, das Heil bei Gott und die Akzeptanz bei den Mitmenschen durch eigene Anstrengung verdienen zu müssen, das scheint in diesem kulturellen und religiösen Kontext nur schwer vermittelbar.

Die Abwesenheit des Rechtfertigungsgedankens in vielen überseeischen Kirchen, von den USA über Afrika bis Indonesien, ergänzt und steigert also die empirische Beobachtung von der nur geringen Relevanz dieses Gedankens in der kirchlichen Religiosität unseres eigenen Landes.

Unverkennbar besteht eine weite Kluft zwischen einerseits der Bedeutung, die der Rechtfertigungslehre in der zeitgenössischen deutschsprachigen Theologie zugemessen wird – und wie sie im Streit um die Ge-

meinsame Erklärung vor kurzem erneut nachdrücklich zum Ausdruck kam –, und andererseits der Alltagsrolle, die sie in der protestantischen Volksfrömmigkeit weltweit tatsächlich spielt.

Wie es zu dieser Kluft gekommen ist, kann hier nicht gründlich erörtert werden. Viele Gründe werden genannt: Die Rechtfertigungslehre sei zu verkopft, zu abgehoben, zu akademisch. Manche erklären, sie sei in ihrem Ursprung so stark mit einer mittelalterlichen Sünden- und Gottesvorstellung verflochten, daß sie nicht modernisierbar sei; sie sei obsolet. 500 Jahre vergeblicher Transfer-Bemühungen seien Anlaß genug, über andere Essentials der Christlichen Religion nachzudenken.

IV.

Meinerseits vermag ich dieser resignativen Position nicht zuzustimmen. Der Weg nach vorne liegt m.E. allerdings stärker als das in der bisherigen Diskussion zum Ausdruck kommt in einer konsequenteren Anknüpfung an menschliche Grunderfahrungen sowie in der Transzendierungskraft, die dem Gottesbezug unablässig innewohnt. Es gibt Anzeichen, daß die Umsetzung und die Bemühung um Veralltäglichere dieser Tendenz von einer neuen Generation entschiedener als bisher in Angriff genommen wird. Nicht zuletzt im Blick auf die überall zu beobachtende theologische Ausdifferenzierung und praktische Implementierung des interreligiösen Dialogs muß geklärt werden, worin der spezifische Beitrag der protestantischen Theologie liegen kann. Und da scheint das breite Spektrum, das durch die Rechtfertigungslehre im Sinne der Botschaft eines letzten, die menschlichen Möglichkeiten zugleich transzendierenden und begründenden Akzeptiertseins eröffnet wird, noch längst nicht ausgeschöpft.

*Am 7. Dezember 1999 wurde Prof. Dr. Edmund Weber, der Herausgeber des *Journal of Religious Culture*, 60 Jahre alt. Am 10. Dezember wurde ihm zu Ehren im Gästehaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main im Rahmen einer akademischen Feier die Festschrift "Annäherungen an das Heilige", 1999 erschienen im Verlag W. Kohlhammer, übergeben. Prof. Dr. Karl Wilhelm Dahm, Münster, hielt dabei den hier wiedergegebenen akademischen Festvortrag. (*M. Benad*)